

(Nachdruck verboten.)

48]

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

Raum konnte er seine Zoppe zu knöpfen, so bebten seine Hände. Aber endlich stand er doch draußen und sah erst den Schreiber an, der ihm wie ein Toller immer wieder die Hand drückte, dann um sich, mit dem weiten, verwunderten Blick eines Erwachenden. Nun war der Frühling auch über ihn gekommen!

„Ernst wird's — hob'n S' g'sagt . . . Ernst?“ fragte er den Schreiber. Aus seiner Stimme brach es wie ein Zauchzen.

„Schön stad sein, Zilly-Beiter,“ raunte der Schreiber zurück. „Und nit mehr reden da heraußen, als notwendig ist. In Desterreich hat jetzt auch die Lust Ohren.“

„Weg'n meiner,“ lachte Züry verhöhlen; „von mir wird 'i nig derföhr'n!“

„Geh'n wir also,“ drängte Graf Bernau. Stumm und doch im tiefsten bewegt, schritten die beiden ihrem Ziel entgegen.

Als sie in Gilmers gute Stube traten, staunte Züry, wieviele da waren. Nicht einmal der Ortsrichter fehlte. Aber — waren damals nicht g'rade soviel beim Predal gefessen? Das verächtliche Mißtrauen des Gewizten begann sich wieder in seiner Seele zu regen, und nicht ohne Hohn ließ er den Blick über die Versammelten schweifen.

„Du find'st Di a bisserl spot ein,“ begrüßte ihn Gilmer. Der leise Vorwurf, der aus diesen Worten klang, löste Zürys Zunge.

„I hob' 's Maul um a gonz's Johr eh'nder aufa'mocht,“ gab er fest zurück. „Wer mi dozumol im Stuch g'loss'n hot, word's ös! Und der do —“ er wies auf den Ortsrichter. „hot si' gor dovang'stohl'n, wie 'r die Drab'n hot daherkämma g'feh'n.“

„Gob' i am End' 'n Drab'n helfen soll'n?“ wehrte sich der Ortsrichter. „Wos hält'st denn Du 'ton an meiner stott? Ma hot eb'n seine Paragraph!“

„Sott dö heunt in Rauchsong a'hängt?“ höhnte Züry.

Einige Bauern wieherten laut auf. Doch der Schreiber wies sie sofort zur Ruhe. „Aber Manner,“ begann er, „wo soll denn die Einigkeit herkommen, die jetzt allein notwendig ist, wenn Ihr wie die Stier aufeinander losgehts? Wie Ihr jetzt da beisammen seid, fühlt doch jeder gewiß nur das eine: Weg mit dem alten Joch, das Eure Eltern und Ureltern und Euch und Eure Kinder so lange gedrückt und entwürdiget. Freiheit für Euch, Freiheit für Eure Arbeit — Freiheit für die Scholle, die Euer Fleiß düngt! Hab' ich recht?“

Ein Gemurmel dumpfen Weifalls lief durch die Reihe der Bauern. Leis' und verstohlen drückte der Ortsrichter Zürys Hand.

„Recht hot er! Freis' hot er recht! Dös woll'n mir endli derzweck'n!“

„Also,“ sprach er mit leiser, aber fester Stimme: „Was ich und diejenigen von Euch verlangen, die mit Euch die Freiheit erringen wollen, ist die bewußte Einigkeit im Widerstand — im Widerstand gegen alles, was bisher in unserem Vaterland als Unterdrückung zu Recht bestanden. „Zu Recht!“ hab' ich gesagt. Merkt es wohl! Denn ein Widerstand gegen eine noch zu Recht bestehende Ordnung ist Aufruhr und kann, wenn wir verlieren, mit dem Tode bestraft werden!“

„Diaber sterb'n, als so weiterleb'n!“ Es war Zürys Stimme, die gepreßt und doch wie von einer innersten Kraft durchbebt über die Köpfe der anderen daherkam. Ein Mann hatte gesprochen, sie fühlten es! Und — da war nicht einer, der in diesem Augenblick kein Mann sein wollte.

„Ja . . . lieber sterben als so weiterleben!“ ging es von Mund zu Mund. Es war wie ein Schwur, und Handschlag um Handschlag bekräftigte ihn.

„So,“ nickte Graf Bernau befriedigt, „und jetzt, lieber Gilmer-Beiter, gebt mir den Brief von Eurem Studenten, damit alle hören, was sich für alle vorbereitet.“

Tiefe Stille trat ein. Die schweren Holzstühle, die um den Tisch standen, wurden noch näher herangerückt; auf der Ofenbank war keine Hand breit frei. Die Leinen Sitz fanden,

standen unbeweglich da. Jede Seele schien ein einziges Aufhorchen.

Mit bebenden Fingern nestelte Gilmer an seiner Zoppe herum, knöpfte sie auf, griff unter die Hemdbrust und brachte endlich einen vielfach gefalteten Bogen hervor, den er dem Schönbacher mit ernstem Bedacht in die Hand legte.

Langsam zog Bernau das flackernde Talglicht näher, entfaltetete den Bogen. Alle Blicke ruhten auf ihm. Aber sovielen auch herumsaßen und standen, nicht ein Atemzug wurde gehört.

„Lieber Vater!“ begann der Schreiber zu lesen. „In den letzten Tagen des Februar hat sich in Frankreich ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Die Freiheit hat gesiegt, und wenn ihre Sache auch von langer Hand vorbereitet war, sie hat rascher gesiegt, als selbst ihre Freunde annehmen durften. Ihr werdet, lieber Vater, mich nun vielleicht fragen, warum mich das so erregt, und mir vielleicht wieder Euren so wohlgemeinten väterlichen Rat geben, mich von den Ereignissen und meiner Jugend nicht so weit fortreißen zu lassen. In Gedanken küß' ich Euch die Hand für diese Sorge und all Eure Liebe. Aber indem ich dies tue und mir die Hand vergegenwärtige, die so viel für mich gearbeitet und noch mehr für diejenigen, die uns und unseresgleichen seit Jahrhunderten geknechtet, stellt sich mir noch eine andere Pflicht vor die Augen als die, bloß Eure Ruhe zu bedenken — die Pflicht, auch für Eure Menschenwürde etwas zu tun.“

Ich habe lange geschwiegen, Euch immer bloß diese Zeitungen und Flugchriften geschickt, um zu seh'n, welches Echo sie etwan wecken möchten in Eurer Seele. Ihr hattet wenig Zeit, vielleicht auch nicht das Wissen, alles zu fassen. Aber Eure Empfindung gab mir Recht! Mit Tränen in den Augen sprachet Ihr mir von dem Unrecht, darunter wir gelitten, so lang Ihr nur zurückdenken könnt. Und die Empfindung einer Menschenbrust von Recht und Unrecht ist mehr wert, als alles Wissen der Bücher und jede Ehrfurcht vor dem Gesez: sie ist die Stimme der Gottheit im Busen der Kreatur.

Als ich Euch so weit sah, wußt' ich, was ich zu tun hatte. Auch wenn es mich nicht die Begeisterung der Jugend gelehrt, die mit mir den großen Tagen entgegenreist, die nun auch über unser Vaterland hereinbrechen werden.

Die Alten sind müde geworden — viele feige. Aber in Desterreichs Jugend lebt noch der Glaube, daß es endlich, endlich „Frühling“ werden müsse. Und ein großer, ein echter Glaube ist so gut wie eine halbe Tat.

Begreift Ihr, daß auch ich da nicht zurückbleiben konnte? So machet Euch nun gefaßt, das letzte zu hören.

Der Sturm, der über Frankreich hingegangen, sanft bereits an, auch bei uns die dünnen Blätter verstaubter Erlässe durcheinanderzuwirbeln. Ganz Wien steht unter dem Bann jenes Ereignisses. Alle warten, warten, warten — auf das Große, Herrliche, Neue, das nun auch für uns anbrechen müsse.

Die „Staatskonferenz“ soll ratlos sein. Der äußeren Wirren noch nicht Herr, fühlen die Ohnmächtlinge mit greisenhaftem Entsetzen das Ungeheure, das sich auch im Inneren vorbereitet. Niemand könnte mehr sagen, was heute oder morgen geschehen soll oder wird. Nicht einmal die Hofkanzlei. Selbst die Familie des Kaisers ist gespalten — Erzherzoge und Erzherzoginnen Wortführer der neuen Zeit, der nahenden Stunde.

Kann es Euch, lieber Vater, wundernehmen, wenn Euer Sohn sich als einer der Ersten in die Reihe derer gestellt, die diese Stunde heraufführen wollen: zum Heil des Vaterlandes, zur Würde der Menschheit? Oder wollt Ihr den Stoch, der einst am Rücken unseres Großvaters entzweigeklagen wurde, auch Eurem Sohn als Erbe vermachen?

Daß ich seit langem dem „Juristisch-politischen Lesevereine“ angehöre, wißt Ihr. Auch von meinem lieben Kommilitonen Hans Rudlich, einem jähleisigen Bauernsohn, hab' ich Euch schon oft und oft geschrieben. Glaubt mir, daß wir alles in Ruhe bedacht, wie Männer erwogen, von Männern geführt, die, wie Johannes Bach und unsere eigenen Lehrer, Hye und Endlicher, die ganze öffentliche Meinung hinter sich haben.

Darum wollen auch wir Studenten nicht länger müßig

bleiben und in den nächsten Tagen eine Adresse entwerfen und unterfertigen, die die Wünsche von Oesterreichs wehrfähiger Jugend an die höchste Stelle leitet.

Was bis dahin oder n.äher gesehen mag, laßt Euch lieber Vater, keine Sorge t. m. Ein großes Werk soll von reinen Händen begonnen, aber auch von kräftigen verteidigt werden, wenn es nützt. Und wisset das eine: In Wien ist jeder mit uns! Die Gewalt aber hat keine anderen Freunde mehr als jene Greise, deren zitternde Hände nicht mehr festhalten können, was ihr Starrsinn nicht lassen will.

Sorget Euch also, was immer Ihr auch hören möget — nicht um mich. Hört vielmehr auf den, der Euch diesen Brief zu Gehör bringen wird und ein führendes Mitglied des Bundes ist, der gegenwärtig Oesterreichs ganze Jugend umschlingt; Euch allen aber als einer der wenigen bekannt, ist, die Eure bürgerlichen Rechte bisher gegen Willkür und Gewalt verteidigt. Legt sie auch diesmal in seine Hände und vor allem: Wirkt und schweig! Euer Sohn."

Ruhig, ohne einen besonderen Ton auf eines dieser mehr als besonderen Worte zu legen, war der „Schriftensteller von Schönbach“ zu Ende gekommen. Nun faltete er den Bogen wieder zusammen — fein, säuberlich, wie er es von seinen Eingaben her gewohnt war.

„Hernocher — san Sö derselbige?“ nahm der Ortsrichter bedächtig das Wort.

Graf Bernau lächelte. „Da ich Euch den Brief zu Gehör gebracht . . . Namen nennt man nicht gerne . . .“

„So, jo,“ hustete der alte Glück, von der Ofenbank her . . . „Dös wird irzt a wunderliche Zeit.“

„Zweg'we denn a wunderliche?“ meinte Hilmer kritisch. Obwohl er die vorsichtige Art der Bauern kannte, ärgerte es ihn doch, daß sie dem „Schriftensteller“ nicht sofort ihr Vertrauen aussprachen. Auch seine väterliche Eitelkeit war verletzt. Der Brief, den sein „Student“ geschrieben, war doch auch „a Wartl' wert“. Da sahen sie aber, machten lange Hälse und warteten noch immer, daß einer zuerst losplakete.

Der alte Glück erhob sich. Der älteste der Gemeinde und schwer gichtbrüchig, ging er schon seit Jahren am Stod. Wie er aber nun plötzlich auf den Schreiber zutram, schien sein Gang mit einemmal so leicht, über seine welken Züge ein solch rätselhafter Glanz ausgegossen, daß ihn die anderen fast schon ansahen und lautlos rechts und links Platz machten.

„Wunderli gnu, sollt' i moana,“ sprach er mit bewegter Stimme. „Wonn i denk', doß 's olleweil die „Herrn“ wor'n, die auf uns 'rumtrefen san. . . Und do steht irzt oaner, der selber dazuag'hört und sogt: „I will Ent' helf'n, Leut'n, weil i a Mensch bin wie ös . . . nit weniger und nit — mehr. . . .“ Noch'r Monner,“ er wandte sich und ließ einen großen Wlad über jung und alt dahin gehen . . . „nocher muasz dös a merkwürdige Zeit san, dö irzt onbrech'n tuat! Do is mein' Sand, Grof Bernau!“

Und schon drängten sich die anderen heran und taten Mann für Mann wie er. „Gelt's God! Gelt's God, Grof Bernau!“

Von jungen Lippen Klang es, von welken; von Lippen, die noch lächeln konnten, und von solchen, die der Trost und die Bitterkeit des Lebens schon lange stumm und starr gemacht. Wie der Frühlingswind, der draußen über die Erde dahinfuhr, ging es auch über diese Seelen hin, daß sie plötzlich weich wurden und schmolzen, und all ihre Hoffnung, all ihren Dank und ihr ganzes Vertrauen in dem einen Worte hingaben: „Gelt's God!“

Als letzter kam Jüry heran. Ohne ein Wort drückte er Bernaus Hand, hielt sie fest und lang in der seinen, wollte sprechen und mußte doch immer wieder nach Atem ringen.

„No jo,“ sagte sein Hintermann leise zu dem anderen: „'s überkimm't'n holt.“

Endlich löste sich auch Jürys Junge: „Herr Grof,“ leuchte er. . . „Sö — Sö hätt'n a mir amol gern g'holf'n. Und i hätt' a m'r gern helf'n loss'n von Cahna. Aber dozumul wor „d' Herrschof!“ no stürker als mir Zwoa. No stürker als leicht Sö selber moanan. . . .“ Seine Stimme verbunkelte sich.

Ein jäher Wlad Bernaus ging über ihn. So ein Wlad, dem etwas von der Lichtstärke eines Blitzes innewohnte, die überall hinfindet, auch ins Dunkelste. Lang, lang schon hatte der „Schriftensteller von Schönbach“ sich seine Gedanken über den rätselhaften Tod der Annaliese gemacht, wohl ebenso lange darüber nachgekonnen wie der Pfarrer von Korowitz. Aber die gerichtliche Kommission und der Arzt und die Leichenrede des guten Cyrill Weiß, dem er um seiner schönen Menschlichkeit

willen achtele, hatten seinen Verdacht wieder eingelulkt. Nun war ihm mit einemmal, als sähe er alles! Und seine Hand legte sich fest und innig um die zitternde Rechte Jürys, als er sagte: „Nun kommt aber die Zeit, Jilly-Beiter, da Ihr niemanden mehr brauchen werdet, der Euch hilft . . . das gleiche Recht für alle ist auch die Hilfe für alle!“

Wieder sah ihn Jüry an, doch sein Mund blieb stumm. Nur das Haupt schüttelte er leise, während er unter die anderen zurücktrat. Er kannte eine, der auch das nicht mehr helfen konnte. Nur . . . wenn Gottes Zorn jetzt über die kam, die so lange geherrscht und gefrevelt — dann war Gottes Zorn auch mit seiner Rache. Das wußte er jetzt!

„Wos 'toan m'r olso z'nächst?“ fragte der Ortsrichter in das Schweigen hinein.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Tagelöhnerjoch.\*)

Von Franz Rehbein.

Gleich nach den Hauptertewochen nahm ich Arbeit bei der Drechmaschine an. Zwar drückt man sich als verheirateter Tagelöhner, sonst herzlich gern von dieser Arbeit; doch da nach der Ernte der Tagelohn sofort wieder ganz rapide fällt, zog ich es vor, lieber die Unannehmlichkeiten der Drecharbeit auf mich zu nehmen, als ins Ungewisse nach halbwegs lohnender Feldarbeit zu suchen. Denn eine solche Drechkampagne dauert regelmäßig bis in den Spätherbst hinein, auch hat man am Wochenschluß immerhin ein paar Mark mehr verdient, wie bei der gewöhnlichen Hofarbeit. Wie freilich dieser Mehrverdienst herausgeschunden wird, davon kann sich eigentlich nur der eigene Begriff machen, der in Nordbithmarischen selbst einmal an der Drechmaschine tätig war.

Es besteht dort das System der Lohndrecherei im Umherziehen. Nicht jeder Hof hat seine Maschine, wie die Großgüter, auch gibt es keine Genossenschaftsmaschinen, wie anderswo. Die Drechmaschinenbesitzer sind vielmehr selbständige Unternehmer, die sich eine eigene Maschine entweder gegen Bar oder auf Abzahlung anschaffen. Sie nehmen sich auch selbständig die nötigen Mannschaften an und ziehen nun mit ihrem bemannten Geschütz von Hof zu Hof, mit dessen Bauern der Drusch vereinbart war. Gebroschen wird im Stundenlohn. Zur Bedienung einer Dampf-drechmaschine — um solche handelt es sich hier ausschließlich — sind etwa 25—30 Mann erforderlich; und zwar für die Lokomobile: ein Heizer und ein Wasserträger, für die Maschine: zwei Einleger, zwei Wandschneider, ein Kasträger, ein Losbinder, fünf Strohbinder und zwei bis drei Kornträger; der Rest verteilt sich auf die Garbenzuschmeißer, die Strohräger und die Hümpelmannschaften. Binder, Strohräger, Zuschmeißer und Hümpelleute wechseln sich täglich kolonnenweise ab, mit Ausnahme des Diemen- oder Hümpellegers, der ständig auf seinem Posten bleibt. Wird mit Selbstbinder oder mechanischem Strohtporteur gearbeitet, so verringert sich dementsprechend die Zahl der Leute. Die Oberaufsicht über das Ganze führt der Maschinenmeister, der in der Regel auch gleichzeitig Besitzer der Maschine ist. Je nach der geleisteten Stundenzahl erhält der Maschinenmeister für sich und seine Leute den Lohn vom Bauern und zahlt ihn in acht- oder vierzehntägigen Perioden wieder an die Leute aus; sobilet Stunden, so viel Lohn. Verköstigt werden die Mannschaften ebenfalls von den Bauern.

Die Höhe des Stundenlohnes richtet sich, wie bei allen Gelegenheiten, so auch hier nach dem Angebot von Arbeitskräften. In der ersten Zeit, wenn auf den Höfen noch viel Leute beim Einfahren gebraucht werden, steigt der Lohn wohl auf 80 bis 85 Pfennige

\*) Als vierter Band der Arbeiter-Biographien hat Paul Göhre soeben bei Eugen Diederichs in Jena das Leben eines Landarbeiters von dem verstorbenen Genossen Franz Rehbein erscheinen lassen. Zum ersten Male schildert hier ein deutscher Landarbeiter sein Leben und seine Arbeit. Von Kindesbeinen an ist er mit der Fron der Landarbeit vertraut worden, er hat auf hinterpommerischen Gütern und als Sachfengänger begonnen, ist früh nach Schleswig-Holstein als Hüttenjunge gekommen und hat die ganze „Karriere“ durchgemacht vom Dienstjungen zum Dienst-knecht und Großknecht. Dann macht er sich frei und wird Tagelöhner, heiratet und verliert schließlich im rüstigsten Alter den rechten Arm in der Drechmaschine. Damit endigt das Buch, das außerdem eine trefflichere Schilderung seiner Soldatenjahre in Reh gibt, die eine einzige Anlage gegen die militärische „Erziehung“ sind. Die weiteren Schicksale des Autors, der als Krüppel in der Stadt sein Auskommen suchen mußte und sich vom Aus-träger der Volkszeitung in Kiel zum Journalisten emporarbeitete, erzählt Göhre in der Einleitung. Das frisch und anschaulich geschriebene Buch, das als Erzählung und Schilderung weit über dem Durchschnitt der Memoirenliteratur steht, ist ein soziales Dokument von größtem Werte. Mitten aus der großen Klasse der Land-proletarier heraus ist hier zum ersten Male einer erstanden, der Not und Drang der vielen Namenlosen hat lebendig werden lassen.

Als Probe geben wir einen Abschnitt aus dem Kapitel: „Im Tagelöhnerjoch.“

Die Stunde, später sinkt er auf 20 bis selbst 15 Pfennige herab. Die beiden Einleger erhalten als Vertrauenspersonen des Dreschmaschinenbesizers 10 Pfennige die Stunde mehr wie die übrigen Kolonnenarbeiter; eine kleine Zulage bekommen auch die Kornträger, der Schmierer und der Hümpelleger; gleichmäßigen Tagelohn hat nur der Heizer. Von den Einlegern hängt es wesentlich ab, wieviel die Maschine täglich leistet und wie rein sie drischt; es soll natürlich immer so viel wie möglich durch den Kasten hindurchgejagt werden; dabei will der Landwirt noch tunlichst reines Stroh sehen; beides ist bei der großen Konkurrenz unter den Dreschmaschinenbesizern von erheblichem Einfluß auf den Umfang ihres häuerlichen Kundenkreises.

Was die Dreschmaschinenarbeit selber anbetrifft, so ist sie eine der anstrengendsten und aufreibendsten, die man sich denken kann. Stunden, nur Stunden schinden, ist hier die Lösung. Je mehr Stunden am Tage, desto eher wird der Bauer die Maschine wieder los, desto weniger Mahlzeiten braucht er den Leuten zu geben. Je mehr Stunden der Maschinenmeister erzielt, desto mehr Korn kann er zum Ausdruck übernehmen, und desto höher ist sein Profit. Je mehr Stunden die Leute zusammenradern, desto größer ist der Wochenverdienst. Spätestens um 4 Uhr morgens wird angefangen, nicht selten aber auch schon um 3 Uhr, und dann geht es den ganzen lieben langen Tag rastlos fort, mindestens bis 8 Uhr abends; sehr häufig aber wird es 9 und 10 Uhr, öfters sogar 11 und 12 Uhr nachts. Pausen gibt es nur, solange die Essenszeit dauert, einschließlich der Schmierpausen insgesamt höchstens eine Stunde des Tags. Das Abendessen verursacht keine Pause, denn dies wird erst nach beendeter Tagesarbeit eingenommen, ganz gleichgültig wie spät es auch werde.

Bei der Arbeit geht es „immer feste weg“, was der Schinderkasten nur schlucken kann. Der Mensch muß mit der Maschine fort, er wir ihr Sklave, wird selbst zum Maschinenteil. Vergewenwärtigt man sich das ununterbrochene Heulen und Brummen der Dreschtrommel, sowie den fast undurchdringlichen Staub, den sie entwickelt, dann kann man sich denken, was diese Art Maschinen-drescherei für den Mann bedeutet. Der Staub haftet, besonders wenn das Korn viel Regen bekommen hat, fast zentimeterdick auf den Leuten; oft können sie kaum aus den Augen sehen; die Augen sind dann auch häufig verschlucken und entzündet. Ebenso ist die Nase vom Einatmen der Staubmassen förmlich verstopft, und beim Ausatmen kommen ganze Klumpen schwärzlichen Schleimes zum Halse heraus. Außerordentlich fest setzt sich der Staub auf die bei der schweren Arbeit stark schwitzende Haut und verursacht ein unangenehmes Jucken und Brennen, so daß es einem zumute ist, als säße der ganze Körper voller Ameisen.

Hat man in diesem Zustande seine 15, 16 oder 18 Stunden Heruntergerissen, so ist man im wahren Sinne des Wortes totmüde. Vor Ermattung bringt man das Abendessen kaum noch herunter; am liebsten würde man sich sofort zum Schlaf ausstrecken. Doch an Schlaf ist gleich nach Feierabend nur dann zu denken, wenn die Maschine mehrere Tage auf einem Hofe bleibt. Sehr häufig muß aber noch spät abends oder mitten in der Nacht von einem Hof zum anderen gezogen werden, manchmal gar nach einem Stunden weit entfernten Dorfe, und wenn's Glück gut ist, noch dazu bei strömendem Regen. Fährt sich dann zu allem Ueberflusse das Geschick auf den durchweichten schlüpfrigen Marschwegen auch noch fest, so ist erst recht nicht an Ruhe zu denken. Mit Wuchtbäumen werden dann Lokomobile und Dreschmaschinen wieder flott gemacht, und alle Mann müssen mit in die Speichen greifen oder an Stricken und Ketten ziehen, um den Pferden tatkräftig Hilfe zu leisten. Ist man endlich an Ort und Stelle, so wird die Maschine bei Laternen-schein wieder fix und fertig zum Dreschen klar gemacht, und dann erst kann jeder sehen wo er ein Lager findet, um noch ein paar Stunden zu ruhen.

Da für so viele Menschen auf den einzelnen Höfen kein Bettzeug vorhanden ist, so bekommen nur der Meister, der Heizer und die beiden Einleger eine Bettstatt, die übrigen Leute müssen sich im Stroh oder Heu oder Raff verkrüchen, wie sie es nun gerade vorfinden. Wie uns armen Teufeln mitunter zumute war, wenn wir mit durchnähten Kleidern die kalten Herbstnächte im Stroh kampieren mußten, mag sich jeder selbst ausmalen. Ehe man sich eingestelt hat und halbwegs warm geworden ist, klappern einem die Zähne mitunter hörbar im Munde, und gerade dann wenn man im besten Schlaf ist, ruft die Dampfspeise schon wieder zu neuer Arbeit. Damit die Zeit nicht verfließen wird, hat der Wasserträger die Nachtwache, er besorgt auch das rechtzeitige Anheizen der Lokomobile. Sind die Mannschaften nach dem Bedruf nun glücklich alle aus ihrem Strohlager hervorgetrocken, so fährt jeder mal kreuzweis mit dem Aermel über die noch halbgeschlossenen Augen, und gleich darauf geht die Drescherei ihren Gang. An Waschen und Kämmen denkt niemand; es wäre auch überflüssig, denn schon nach wenigen Minuten wäre doch alles wieder wie vorher; höchstens könnte man sich die Augen noch mehr verderben wie schon ohnehin, weil sich der Staub gleich die auf die feuchten Augenlider setzt und dort seine ätzende Wirkung ausübt.

Die erste Arbeit des Maschinenmeisters am Morgen ist, daß er jedem seiner Leute einen „groten Ködm“ einschenkt. Der Fusel muß die infolge der kurzen Nachtruhe erschöpfte Energie wieder beleben. Und wirklich, das Gefäß tut Wunder. Hat erst jeder auf den nüchternen Magen einen gehörigen Rummel hinter die Binde gegossen, so erneuern sich zusehends die trägen Lebensgeister, und

mit dem Brummen der Dreschtrommel verrichtet alles ganz mechanisch seine Arbeit wie am vorigen Tage: die Zuschneizer werfen die Garben nach der Maschine, die Bandschneider ziehen ihre Messer durch die Garbenbänder, die Einleger lassen die losen Garben durch die Trommel gleiten, die Binder schnüren das ausgedroschene Stroh in Bunde, die Kornträger schleppen wie Automaten Sack auf Sack nach dem Boden, der „Kassmajor“ windet sich mit einem vollen Laten durch das Gerwühl, und auf dem Hümpel hebt sich Bund auf Bund in regelmäßiger Reihenfolge. Endlich graut der Morgen, die frühen Laternen werden verlöscht, ein Pfiff ruft die Leute zur Frühkost: die ersten zwei Stunden des neuen Tages hat man hinter sich.

Nach 20 Minuten ist wieder alles an seinem Plage, und nun geht es in ununterbrochener Tätigkeit, höchstens mit einer kurzen Schmierpause dazwischen, bis zum Mittag. Hastig wird alsdann das Essen gegabelt und gelöffelt, denn kaum hat man den letzten Happen hinuntergewürgt, so pfeift's auch schon wieder zur Arbeit. So viel Zeit, um seinen Löffel abzuwaschen, hat man nicht; man kann ihn nur abledern oder mit knapper Not am Zipfel des staubigen Kittels abwischen. Um 4 Uhr ist Vesper, und Feierabend —? nun, das weiß nur der Maschinenmeister.

So wiederholt sich das Spiel einen Tag wie den andern. Da auch meistens des Sonntags gearbeitet wird, so kann es passen, daß man drei Wochen in einer Lour in Staub und Dreck abreißt, ohne sich auch nur ein einziges Mal richtig zu waschen oder in einem Bette auszuruhen. Kistiert man es aber doch einmal, den Kopf in einen Eimer Wasser zu stecken, so muß man sich in der Regel an seinem eigenen Kettel oder an einem alten Kornsack abtrocknen; denn ein Handtuch geben die Bauern dazu nicht her, das ist ihnen zu schade für die Leute. Schließlich befindet man sich in einer Verfassung, daß einem selbst der schmierigste Zigeuner noch wie ein Edelmann erscheint.

Solange man Stellen mit guter Kost hat, geht es noch; man verwindet die Ueberanstrengung dann leichter. Kommt man aber mehrmals hintereinander nach Höfen, wo es schlechte Kost gibt, dann wird auch der Geduldteste mißmutig. Viele Bauern wollen sich die Maschine dadurch vom Halse schaffen, daß sie den Leuten ein möglichst elendes Futter vorsehen. Sie kalkulieren, die Leute würden bei schlechter Kost tunlichst rasch arbeiten, um nur recht schnell wieder von dem Hofe fortzukommen. Auf diese Art kann es passen, daß man womöglich acht Tage hintereinander oder doch fünf Tage in der Woche regelmäßig jeden Mittag den berühmten „Mehlbüdel“ mit Sirupsaucе vorgekehrt erhält. Vergewenwärtigt man sich dazu, daß die Morgen- und Abendkost ohnehin schon immer dieselbe bleibt („Milk un Brj oder Beer un Brj), dann dürfte es erklärlich sein, wenn es den Leuten bei diesem „elendigen Gefräß“ schließlich ganz schwummelig im Leibe wird. Wir empfanden es deshalb stets geradezu als eine Wohlthat, wenn wir nach einem Hofe kamen, wo nach so viel Mehlbüdeln endlich mal eine andere Mittagsspeise auf dem Tische stand.

Die einzige freudige Abwechslung während der Dreschlampagne sind die Zahltage. Sie erfolgen unregelmäßig, je nachdem es sich mit der Arbeit paßt, mal von Woche zu Woche, mal nach vierzehn Tagen oder auch erst nach drei Wochen. Alles ist dann neugierig auf die Zahl der geleisteten Stunden. Sind über 100 Stunden in der Woche erzielt, so spricht man befriedigt von einer guten Woche; eine Woche von 80—100 Stunden gilt als mittelmäßig, hat man jedoch „nur“ unter 80 Stunden herausgeholt, dann war die Woche schlecht. Ich persönlich habe drei Dreschlampagnen mitgemacht und weiß noch so gut, als wäre es gestern geschehen, welches Gefühl der Befriedigung uns überkam, als uns der Maschinenmeister an einem Zahltag mit Stolz verkündete, daß wir es in der vorhergehenden Woche auf 124 Stunden gebracht hatten. Das war allerdings ein Rekord; kamen auf sieben Arbeitstage doch nicht weniger wie fast 18 Stunden täglicher Arbeitszeit! In Wirklichkeit wurden die 18 Stunden aber noch erheblich überschritten, denn wie schon erwähnt, wird der Umzug von einem Hof zum andern sowie das Ab- und Aufstellen der Maschine nicht mitbezahlt, ganz abgesehen von den Stunden, um die uns der Meister auch noch zu beschummeln pflegte.

Gewiß, das Ergebnis war ja denn auch ein verhältnismäßig guter Wochenverdienst, den wir nach Hause brachten; aber am besten tat man, wenn man jedenfalls nicht daran dachte, wie er zusammengequält worden war.

Da bei der ständigen körperlichen Ueberanstrengung der Leute auch viele Unfälle vorkamen, so wurde einmal eine amtliche Besannmachung erlassen, die eine Regelung der Arbeitszeit und eine Verbesserung der Schlafgelegenheit vorsah. Von einer tatsächlichen Wirkung dieser Verordnung haben wir aber nie etwas verspürt. Es blieb, wie es war, und — heute ist es meines Wissens noch genau so.

## Unsere neuen Landsleute.

Völkerskizzen aus den neuen deutschen Kolonialgebieten.

Von G. Singer.

Der Zuwachs an Menschen, den die Kolonie Kamerun durch die französischen Gebietsabtretungen erhält, ist im Vergleich zum räumlichen Umfang dieser Abtretungen auch für afrikanische Verhältnisse nicht gerade groß; er mag mit einer Million Seelen noch eher zu hoch als zu niedrig eingeschätzt sein. Die

meisten Stämme huldigen der Menschenfresserei, die ja im äquatorialen Afrika viel weiter verbreitet ist, als man früher angenommen hat.

Nicht kannibalisch scheint nur die Bewohnerschaft des äußersten Nordens zu sein. Hier, in dem uns abgetretenen Winkel östlich von Garua, im Tal des Mao-Rebbi und der Tuburiseen, sitzt allein eine dicht zu nennende Bevölkerung: die Mundang, ein kräftiger und räuberischer Stamm, aus dem aber bei zweckmäßiger Behandlung wohl etwas Gutes zu machen wäre. Um die durch Mauern und Türme besetzten Städte dehnen sich Vororte aus, so daß Siedelungen von 10 000 Menschen und mehr entstanden sind. Die einzelnen Gehöfte sind so gebaut, daß sie nachhaltig verteidigt werden können. Hauptstift der Mundang ist Lere. Sie treiben eine umfangreiche Vieh- und Pferdezuucht und bauen Mais und Reis in Mengen an. Die Religion der Mundang scheint ein Mondkultus zu sein. Bei jedem Erscheinen des nächtlichen Gestirns schlachtet man im Dorfe ein Rind, um sich den Mond günstig zu stimmen. Bei Mondfinsternissen herrscht der auch von anderwärts bekannte Glaube, ein wildes Tier wolle die Göttin fressen, und um es zu verschrecken, schlagen die Oriszauberer die Trommeln und wirft sich das Volk schreiend nieder. Natürlich hilft das stets. Es äußert sich hier indessen schon der Einfluß des Islams der benachbarten Fulbesultane Borna und Adamaua; die Mundangfürsten wollen hinter ihren zivilisierten Fulbekollegen nicht zurückstehen, umgeben sich mit einem ähnlichen Hofstaat und werden selber Mohammedaner.

Ein interessanter Stamm, der weiter südlich, außerhalb der alten Kamerungrenze, in vielen Unterabteilungen eine weite Verbreitung hat, sind die Baha, die nach neueren Beobachtungen gleichen Ursprungs sein sollen, wie die bekannten Nam-Niam des oberen Nilgebiets. Wie diese, so huldigen auch sie dem Kannibalismus. Ueber die eigentliche Ursache dieser Sitte bei den Baha und ihren Nachbarn ist der französische Reisende Lensant zu einem neuen Ergebnis gekommen. Die Schwarzen sagten ihm dort, sie töteten Menschen, um sich den „schlechten Geschmack“ aus dem Munde zu vertreiben, d. h. um gesalzene Nahrung zu gewinnen. Das Bedürfnis nach Fleischnahrung in einem Gebiet, wo die Tierfleisch die Viehzucht unmöglich mache und wo das Salz durch Pflanzenasche nur einen mangelhaften Ersatz finde, müsse Arthropopagie zur notwendigen Folge haben. Das Fleisch des Europäers werde dem Fleisch der Schwarzen vorgezogen, denn ersteres sei salziger, schmecke also besser. Die deutsche Verwaltung wird nun also wohl den Versuch machen, durch Heranschaffen von Schlachtvieh aus den vorhin erwähnten nördlicheren Gegenden die südlichen Stämme von ihren kannibalistischen Neigungen zu befreien. Lensant hatte das auch schon seinen Landsleuten empfohlen.

Die Baha verbindet mit einer Anzahl anderer Stämme eine Art von Esperanto, die Labisprache, die überall, wenn auch nicht von sämtlichen Eingeborenen, so doch von einem gewissen Prozentsatz unter ihnen verstanden wird. Mit dieser Sprache hängen die komplizierten Knaben- und Jünglingsweihen zusammen, die unter diesen Stämmen üblich sind. Wir haben darüber einige Beobachtungen von dem schon genannten Kommandanten Lensant. Die Labisprache ist die Umgangssprache der Knaben, die ihre geistige und körperliche Ausbildung und Abhärtung durch bestimmte Lehrer erhalten; von diesen werden sie mit jener Geheimsprache bekanntgemacht und angewiesen, sich während ihrer Vorbereitungszeit niemals ihrer Muttersprache zu bedienen. Ein solcher Baha-Jüngling versteht also nicht mehr oder darf nicht mehr verstehen, was ihm seine Angehörigen in ihrer Sprache sagen, er darf auf keine Frage antworten. Der Zweck des Erlernens soll die Übung und Ausbildung der Geisteskräfte sein. Entstanden ist die Sprache aus einer Anzahl wohl künstlich geschaffener Grundwörter, zu der den verschiedenen Dialekten entlehnte Wörter und Ausdrücke hinzugenommen sind — also umgekehrt wie bei unserem Esperanto. Auch jene Erziehungsperiode selbst wird als Labi bezeichnet.

Die Labierziehung wird nur solchen Knaben zuteil, die schon zu einem gewissen Maß von Hoffnungen berechneten. Denn der Zweck ist, Männer heranzubilden; die später durch ihre körperliche Kraft, Tapferkeit, Gewandtheit und Klugheit der Gesamtheit nützen sollen. Die dann ausgewählten Knaben vereinigen sich zu von Lehrern geführten Gruppen, die im Busch leben und sich zum größten Teil auch selbst ernähren müssen. Der junge Labizögling lernt jagen, fischen, die Tiere des Waldes überlisten, trotz den Gefahren der Natur und soll dadurch mutig und gewandt werden. Gleichzeitig stählt er Körper und Geist durch Nachtwachen und Anstrengungen, bornehmlich in langen nächtlichen Tänzen. Tagsüber übt er sich im Bogenschießen und Speerwerfen, jagt, fischt, stellt Fallen und verschafft sich seine sonstige Nahrung. Außerdem unterziehen sich die Knaben mühsamen Arbeiten, wie dem Abhauen von Brennholz, das sie an den Kreuzwegen für die Frauen ihres Dorfes aufhäufen. Um sich den Blicken seiner Stammesangehörigen, namentlich auch denen der Weiber, entziehen zu können, hat der Labizögling einen langen, seitlich einwärts gekrümmten Schild aus Flechtwerk. Die nächtlichen Tänze haben ihre bestimmte Bedeutung und sind Pantomimen, die die Kraft, die Anmut und die Geschicklichkeit darstellen sollen, die Tanzfiguren stehen in enger Beziehung zueinander.

Die erste Erziehungsperiode währt etwa zwei Jahre, und während dieser Zeit sind die schwächlichen, ungeschickten oder sonst unbrauchbaren Knaben ausgeschieden. Dann beginnt die zweite Periode, die zwei bis drei Jahre andauert und dieselben Übungen, doch in noch vollkommenerer Art, mit sich bringt. Sie schließt mit einer Probe der Unererschrockenheit der Jünglinge. Die Dorfbewohner errichten zwischen dem Dorfplatz und dem nahen Bache einen Gang aus Laub, der verschiedene Hindernisse bietet und zu einer nicht sichtbaren Falle führt. Diese ist ein großes, vom Bache abgetrenntes Wasserloch, in das die Jünglinge, die sich vorher den ganzen Körper mit Fett und Raniokmehl beschmiert haben und sich mit ihren Schilden bedecken, einer nach dem anderen kopfüber hineingestoßen und wo sie eine Zeitlang unter Wasser gehalten werden. Man zieht sie dann heraus, und jeder erhält vom Lehrer seiner Gruppe einen flachen Speerschnitt in den Leib, der nachher so behandelt wird, daß die Wundränder sich nur schwer schließen und die Narbe für immer sichtbar bleibt. Nach der Prozedur werden Ohren, Augen und Nase der Patienten mit besonderen pflanzlichen Lösungen gewaschen, und der Lehrer stellt ihnen in einer Ansprache das Zeugnis aus, daß sie die Prüfung bestanden haben. Darauf folgt ein großes Fest, bei dem die älteren Labis Tänze ausführen. Die Robizen aber wandern, von ihren Schilden gedeckt, wieder in den Busch, wo man ihnen in der Nähe des Dorfes eine halbkreisförmige Hütte mit einem Zaun und getrennten Wohnräumen erbaut hat. Hier vollendet sich die Erziehung durch die Unterweisung angesehener Männer in Tanz, Kriegskunst und dergleichen, wobei es sehr strenge zugeht. Muß jemand das Haus verlassen, so hat er sich sorgfältig hinter seinem Schilde zu verbergen. Nach einer gewissen Zeit ist auch dieser Erziehungsabschnitt beendet, die jungen Leute suchen ihr Dorf auf und gelten nun als richtige Männer. Sie heiraten auch gleich, denn sie finden dank ihrer körperlichen Vorzüge sehr bald ein Weib. Der Vater, dessen Sohn die Labierziehung durchmachen soll, pflanzt vor seiner Hütte einen schnell wachsenden Baum von bestimmter Höhe ein und sagt zu dem Knaben: „Wenn dieser Baum so dick ist, wie Dein Arm, dann wirfst Du kein Labi mehr sein, sondern ein Mann, auf den wir uns alle verlassen können.“ Die Baha scheinen aber die von den Labis erwarteten Vorteile selten zu haben, denn diese stehen trotz ihrer Prüfungen körperlich und geistig wenig über dem Durchschnitt der Anderen.

Der Gebietszuwachs an der Südgrenze von Kamerun umfaßt eine Anzahl von Stämmen der Pangwe oder Fanga, wie sie auch im bisherigen Süden der Kolonie anzutreffen waren. (Hier gehört zu ihnen der stets unbotmäßige, schwer zu behandelnde Stamm der Faunde.) Einen politischen Zusammenhang haben die Fanga nicht; die politische Einheit ist das Dorf, des Dorfhäuptlings Macht reicht selten darüber hinaus. Auch für die Fanga ist auf eine Einwanderung aus dem fernen Osten zu schließen. Bemerkenswert ist, daß es unter ihnen keinen Adel, keine Ständesunterschiede und keine Sklaven gibt — Verhältnisse, die in Afrika sehr selten sind. Die verlässlichsten Nachrichten über die Fanga verdanken wir dem deutschen Forscher Lehmann, der sich wiederholt lange unter ihnen aufgehalten hat. Noch auf ziemlich hoher Stufe steht die Eisentechnik, wovon die zahlreichen Schmiedevorrichtungen in den Versammlungshäusern, die Schwerter, Messer, Halbringe usw. Zeugnis ablegen. Das Schmelzverfahren ist eine feierliche religiöse Handlung, sie steht im Zeichen des Feuerkults. Da aber allerhand Verbote und Aberglauben das Gedeihen dieses Gewerbes hindern, so verfällt es, und die Raseneisensteingruben wachsen zu.

Interessant sind die religiösen Anschauungen. Die Fanga glauben alle an einen Schöpfer, Nsambe, zu dem die Seelen der Verstorbenen nach einem Zwischenaufenthalt in der Unterwelt zurückkehren, aber nicht zu einem ewigen, sondern nur zu einem zweiten zeitlichen, wenn auch schöneren und längeren Leben. Sind sie in hohem Alter gestorben, so wirft sie Nsambe zum Himmel hinauf, und diese Seelenleichen fallen dann auf die Erde, wo sie von den Termiten verzehrt werden. Aber diese Seelen sind auf Erden die Vertreter Nsambes, und ihnen gilt ein ausgedehnter Ahnenkult. Da die Seelen wissen, daß die Menschen ihr Andenken pflegen und besonders ihre Schädel aufbewahren und in Ehren halten, so fühlen sie sich verpflichtet, den Menschen Gutes zu tun. Außerdem finden sich bei den Fanga in großem Maße Naturkulte, durch die sie vor allem Sonne und Mond, aber auch Tiere feiern.

Die Fanga sind sehr raffinierte Giftmischer. Will man jemand vergiften, so tut man ihm nicht ein einfaches Pflanzengift ins Essen, sondern holt sich ein besonderes Gift vom Zauberer. Dieser stellt es aus den sonderbarsten Bestandteilen her, ähnlich wie die Hexen in „Macbeth“ den Inhalt ihres Kessels. So nimmt er das Leichengift einer Niesentröte, zerriebenes Glas oder Glimmer oder Kaurimuscheln, zerriebene Schlangenzähne, die sehr giftigen Haare einer Leguminosenart. Das alles vermischt der Giftmischer in einem Topf. Dazu hat er sich einen ganzen Anzug mit Armeln aus Rindenzug, einen „Laboratoriumskittel“, zusammengenäht, und die freien Stellen an Gesicht und Händen mit einem Pflanzenfett eingerieben, damit ihm die umherspritzenden Gifttropfen nicht schaden. Das Gift wird dann an Kunden probiert, in Hörnchen getan und für schweres Geld an die Kunden verkauft. Anscheinend verstehen es diese Zauberer auch, die dort weit verbreitete Lepra in ihren Anfangsstadien zu heilen.